

# Sprechstunde bei Dr. med. Politicus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 15

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





## Sprechstunde bei Dr. med. Politicus

Als Nietzsche den bedeutsamen Schritt vom Menschen zum Uebermenschen wagte, dachte er an etwas besonders Lebenskräftiges, Gesundes, an eine Steigerung. Wenn unsere Wirtschaft den Schritt von der Konjunktur zur Ueberkonjunktur wagt, denkt sie zwar ans Geldverdienen, doch ist ihr Uebermut durch das schlechte Gewissen gedämpft. «So kann es ja schließlich nicht ewig weitergehen.»

Doch, es kann. Es fragt sich nur, ob wir den Preis dafür bezahlen wollen. Die Ueberkonjunktur krepelt nämlich den größten Teil unserer Traditionen um, schön schrittweise, damit es weniger auffällt, aber zielbewußt, so wie eine Bulldogge sich durch das hindurchbeißt, was sie zwischen die Zähne nimmt.

Ich redigiere im Nebenamt ein kleines medizinisches Mitteilungsblättli. In dieser Eigenschaft lasse ich mich gern Redaktor nennen, und ich bin ungeheuer stolz auf das viele Papier, das «der günstige Wind» mir aufs Schreibpult weht. Deshalb weiß ich jetzt wegen der Ueberkonjunktur Bescheid. Das kam so: Es wurde mir von einem Gremium verlegerischer Fachleute empfohlen, in den Stellenanzeigen meines Blättlis alle Angaben über Löhne, besondere Vergünstigungen, angenehmes Team, Privatbenützung des Geschäftswagens, Provisionen und -sowie weiter wegzulassen, um auf diesem Weg zu einer Beruhigung des Arbeitsmarktes beizutragen. Es sei doch unschön, wie da der eine dem andern die letzte Arbeitskraft abjage, und «so könne es ja schließlich nicht ewig weitergehen».

So also ist das mit der Ueberkonjunktur! Wenn nur alle etwas mehr schweigen wollten, nicht wahr: Stillschweigeabkommen statt Stillhalteabkommen, dann wäre schon viel gewonnen – oder doch nicht?

Nein. Das ist zu billig. Der Patient hat einen zu hohen Blutdruck. Am Steigen der Preise läßt sich das mit ungefährender Genauigkeit nachmessen. Oder, wenn Sie lieber wollen, am Steigen der Löhne. Indem wir aufhören, dieses Steigen zu registrieren, ändern wir den Blutdruck nicht. Ich werde die Inserate, in denen es heißt: «Anfangslohn 1500 Franken im Monat», ruhig weiter aufnehmen, denn der Chef zahlt

bestimmt keinen Rappen mehr als er muß. (Ich werde aber sowohl ihm wie seinem Ueberkonjunkturgehilfen strenge Diätvorschriften machen, wenn ich die beiden Sünder je in Reichweite meiner Praxis bekomme.)

Es ist mir in diesem Zusammenhang übrigens noch manches eingefallen. Als die Konjunktur noch eine «Unterkonjunktur» war, hätte ich fast mein Medizinstudium aufgeben müssen, weil nämlich mein Vater mit seinem Fabrikli einen Nachlaßvertrag machen mußte. Damals standen die Zeitungen voll von kleinen Inseraten, in denen Arbeiter, Angestellte, ehemalige Bankdirektoren, Kaufleute «in den besten Jahren» und «notleidende Familienväter» verzweifelt um einen Arbeitsplatz baten. «Bin mit äußerst bescheidenem Taglohn zufrieden.» So war es damals. Wer keinen Götti hatte – «stille Beteiligung» war gesucht, «aktive Beteiligung» verpönt – der bekam die Stelle sowieso nicht.

Heute finden wir das Gegenteil schrecklich. Ich aber wage den ketzerischen Gedanken auszusprechen: Diese ganzseitigen, halbseitigen, graphisch und marktschreierisch ausgeschmückten Bitgesuche der Arbeitgeber, in denen es suggestiv heißt: «Sie sind der richtige Mann!» oder «Aufstiegs-Chancen für junge Leute», und «Führungskraft gesucht, Spitzenlohn selbstverständlich», und «Unsere Sekretärin hat jede Woche frische Blumen auf dem Pult» – jawohl, ich wage zu sagen: Dieser Zustand ist weniger beängstigend als der andere, er ist «normaler». Denn da wird den Menschen doch immerhin ein gewisser Wert attestiert (wie



....für meinen Harem noch eine.... \*

\* diskrete Dinge nur auf **HERMES**

wichtig das subjektive Wertgefühl für die seelische Gesundheit ist, weiß jeder Arzt), und im Rahmen vernünftiger Grenzen hat dies jedermann nötig.

Haargenau dieser Stellenmarkt ist es nun auch, der den vorerwähnten Prozeß des Umkrepelns ankündigt. Wir sind in ein neues Zeitalter getreten. Es ist ungerechterweise das Zeitalter «des sanften Tods der Rentner», wie der berühmte Volkswirtschaftler Keynes schon vor fünfzig Jahren prophezeite. Den alten Leuten zu helfen, halte ich daher für die erste Ehrenpflicht der Jungen; eine Last, die von den Jungen heute aber auch ohne weiteres getragen werden kann. Es ist außerdem das Zeitalter der Unbequemlichkeiten für die Arbeitgeber. Das alte Feudalverhältnis Vorgesetzter/Untergebener ist an der Sonne der Ueberkonjunktur

geschmolzen. Es beginnt das Mitarbeiter/Partnerschaftsverhältnis. Es ist unbequem, zugegeben, aber ... Aber es bedeutet praktisch doch nur, daß nun nicht mehr die Mehrheit die Minderheit um die Gnade einer Anstellung anflehen muß, sondern daß die Minderheit mit rührenden Anzeigentexten und im Meistbietungsverfahren um die Mehrheit wirbt; die Mehrheit, die sich ihrerseits im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit sonnt und ausrechnet, wie viel das in Franken und Rappen wert sei. Für unserein ist der Zustand zum Aushalten. Für die Leute mit Personalsorgen ist er beschwerlich. Unleugbare, amtliche Zahlen beweisen aber, daß es heute allen – mit Ausnahme der vorerwähnten alten Rentner – bedeutend besser geht. Also? Dr. Politicus P.S. Meine Frau sagt zu Vorstehendem Nein. Sie sucht eine Putzfrau.



### Straßen-Idyll

Ein an Haar, Manieren und Kleidern ausgefranstes junges Ding vermutlich weiblichen Geschlechts hält andächtig eine gelbe Blume in der Hand. Ich schreite vorbei und denke an einen Titel für das Bild: «Schmutzige Madonna mit goldenem Herz.» «Zwanzigjährige Schlampe offenbart rührende Liebe zu Blume.» «Das Wunder in der Gosse.» Dann kommt ein zweites Geschöpf von ähnlicher Ausgefranstheit herbei. Die Augen der Blumenträgerin leuchten auf, mit rührender Gebär-

de hält sie der Freundin die Blume entgegen, die Freundin, ebenso rührend, steckt ihre Rotznase drein und schnell dann prustend und fluchend zurück, währenddem die Blumenheilige in ein häßliches Krächzelachen ausbricht! Die Blume in den Händen der schmutzigen Madonna ist eine Juxblume aus Kunststoff, «vermittels derer» – wie es im Katalog heißen würde – «sich durch Bespritzen nichtsahnender Nasen viel Humor verbreiten läßt». Wunder in der Gosse? Plunder in der Gosse. Röbi